

## Schutz wider Willen

Von Otto Flössel, Bauzen

Johannes Faber, Bürgermeister zu Budissin, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Soviel er auch sinnen mochte: Es wollte sich keine Möglichkeit finden, den Krieg von der Stadt abzulenken. Schloß sie sich Kaiser Ferdinand an, dann hatte sie den Jörn Friedrichs zu spüren, und stellte sie sich auf Friedrichs Seite, so würde Ferdinand dafür an ihr Rache nehmen. Kein Zweifel: Die Stadt wurde in den Krieg hineingezogen, mochte sie sich nun so oder so entscheiden.

Wenn er es recht bedachte, hatte sie sich schon entschieden. Sie hatte ihr Schicksal in die Hände der Landstände gelegt, und diese waren Gegner des Kaisers; also war sie es auch. Aber das wollte sie ja garnicht: Es war rein zu verzweifeln. Wenn man nur hätte neutral bleiben können! Aber das ging auch nicht an.

Der Bürgermeister sah auf den Kalender. Man schrieb den 6. September 1620. Vor fünf Tagen war ein Schreiben des Kaisers eingetroffen mit der Aufforderung, sich zu erklären, ob man zu Ferdinand oder zu Friedrich stehe. Eine Antwort war bis heute noch nicht erfolgt. Und doch, die Sache hatte Eile. Schon traf der Kaiser Vorbereitungen, die Stadt zu belagern. Er hatte damit den sächsischen Kurfürsten Johann Georg I. beauftragt. Die sächsischen Heere standen bereits bei Stolpen. Es drängte zur Entscheidung. Am Ende war es schon zu spät.

Der Bürgermeister trat ans Fenster. Aber den Markt bewegte sich ein seltsamer Zug. Bürger verließen mit Weib und Kind die Stadt, um sich in Sicherheit zu bringen. Ihre Habe hatten sie notdürftig auf Wagen und Karren gepackt. Das ging nun schon seit einigen Tagen so. Konnte man es den Leuten verdenken? Die Stadt mochte ihnen im Kriegsfall wahrlich keinen Schutz zu geben. Was hatte sie denn bisher an Vorkehrungen getroffen? Die sonntäglichen Exerzitten und Schießübungen, die man seit zwei Jahren vornahm, hatten die Bürger zwar um etwas wehrfähiger gemacht. Neulich hatte man Waffen an die Männer verteilt. Wälle und Bastionen waren notdürftig instand gesetzt. Die Ketten in den Straßen waren mit dauerhaften Schlössern, die Tore mit Schutzgattern versehen worden. Aber das reichte bei weitem nicht hin, dem sächsischen Heere, das als das beste im Lande galt, auch nur einen Tag standzuhalten. Ein Fähnlein genügte, die Stadt einzunehmen. Vor allem fehlte es an Proviant und Munition.

Die Uhr auf dem Turme schlug eben 4 Uhr. Da trat der Ratsdiener ins Zimmer und meldete die Ankunft des kursächsischen Kriegsrates Grünthal. Der Bürgermeister erschrak. Was mochte er bringen? Etwas Gutes sicher nicht. Er ließ ihn eintreten. Der Offizier erklärte, er sei vom sächsischen Kurfürsten von Stolpen aus hierher gesandt, und überbrachte ein Schreiben, in dem die Stadt aufgefordert wurde, den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen. Der Bürgermeister überflog das Pergament. Also betrachtete der Kaiser die Stadt doch noch nicht als abtrünnig? Er hat sich bis morgen Bedenkzeit aus. Er wollte erst die Stände darum befragen, morgen wollte er die Antwort überbringen. Der Gesandte willigte ein, bemerkte, er werde bis zum andern Tage in der Stadt bleiben, und empfahl sich.

Er war noch nicht in die Lauenstraße eingebogen, als ein mit Reitern eskortierter Wagen über den Markt ratterte. Der Bürgermeister trat ans Fenster. Was gab es schon wieder? Die Ereignisse jagten einander.

Ein Offizier trat ein. Er überbrachte die Nachricht, daß Kurfürst Friedrich, der sich bis vor kurzem in Görlitz befunden und auch nach Bauzen habe kommen wollen, plötzlich nach Prag habe abreißen müssen. Er habe aber den Markgrafen v. Jägerndorf in Zittau zurückgelassen, und dieser habe den Kapitän Karnikky mit 600 Mann, 150 Wagen und Kriegsgerät nach Bauzen entsandt, um die Stadt gegen Übersälle der Kaiserlichen zu schützen. Dem Bürgermeister stockte der Atem. Wenn die beiden Feinde jetzt in der Stadt zusammentrafen! — das gäbe Krieg noch zur Stunde. Er hätte den Boden verwünschen mögen. Wenn Grünthal sähe, daß die Stadt mit Friedrich paklere, so war da-

mit die Antwort an Ferdinand schon überreicht. Nein, nein, die Jägerndorfschen mußten von der Stadt ferngehalten werden!

Er zog ein Pergament hervor und warf einige Sätze an Karnikky drüberhin. Darin ersuchte er diesen umzukehren, da er die Stadt doch nicht retten könne. Damit ratterte der Wagen wieder zum Tore hinaus. Er traf aber Karnikky bereits dicht vor der Stadt. Der lachte, als er das Schreiben las und meinte: „Die Stadt wird besetzt!“

Er stellte seine Soldaten in Schlachtordnung vor dem Reichtore auf. Denn die Bauzener hatten, als der Bote davongewesen war, es eiligst geschlossen und zwanzig Bürger zum Schutze hinkommandiert.

„Heda! Aufgemacht!“ Karnikky schlug mit dem Kolben gegen das Tor, daß es krachte.

„Wir haben strengen Befehl, niemand einzulassen.“

„Komme mit wichtigen Nachrichten an die Stadt! muß zum Bürgermeister! Die Sache duldet keinen Aufschub!“

„So, er allein für seine Person Einlaß begehrt, soll er ihm nicht verweigert sein.“

„Bin ich etwa ein Bärenhäuter, daß ich so ganz ohne Diener und Leibschützen durch die Stadt gehen soll?“

Die Leute hinterm Tore hielten Rat, was sie tun sollten. Schließlich kamen sie überein, daß sie dem Kapitän nebst drei Soldaten Einlaß geben wollten. Als sie aber das Tor öffneten, drängten auf Karnikkys Wink die Soldaten herbei. Die Bürger wollten flugs die weiter zur liegenden Flügel schließen, aber die Reiter folgten ihnen mit gefällten Lanzen, sodaß sie eiligst die Flucht ergreifen und das Tor im Stiche lassen mußten. Karnikky aber zog in die Stadt und besetzte sie.

So kamen die Bauzener zu Schutz, ohne daß sie es wollten. Hernach, aber, als der 30jährige Krieg auch an die Tore ihrer Stadt schlug, waren sie froh, daß es so gekommen war.

## Ein Szepter im Zittauer Stadtmuseum

Von Dr. Reinhard Müller



u den mannigfaltigen Erinnerungen an berühmte Lausitzer, die das Zittauer Stadtmuseum in reichgefüllten Schränken und Pulken bewahrt, ist soeben eine neue und besonders kostbare gekommen. Doch brauchen begeisterte Republikaner nichts zu befürchten — von diesem Szepter ist kein Ausleben staatsgefährlicher Erinnerungen, kein Entfachen umstürzlerischer Wünsche zu erwarten! Denn, es hat nie im undurchsichtigen Reiche politischer Verwicklungen geherrscht oder gar in selbstherrlicher Hand gewaltsame Entscheidungen zwischen den Parteien herbeigeführt. Im Gegenteil. Unser Szepter hat nur dazu gedient, das Milde mit dem Harten, das Rauhe mit dem Zarten zu verbinden, und unter seinem Schwunge haben sich immer die verschiedensten Kräfte in edler Begeisterung einträchtig entfaltet. Denn es ist der Dirigentenstab, den der Komponist Friedrich Schneider — aus Waltersdorf a. d. Lausche — einst von der Halberstädter „Liedertafel“ geschenkt bekam.

Er hat allerdings die ausgesprochene Form eines handlichen Szepters, das sich von unten nach oben gefällig verzüngt. Seine einzelnen Teile sind ganz in getriebenem Silber verfertigt und mit vergoldeten Reliefformamenten so geschmückt, daß sein Charakter als Ehrengeschenk durch einen gewissen Prunk zum Ausdruck kommt. Die Ornamente setzen sich durchweg aus klassizistischen Blattformen zusammen, wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts beliebt waren und das Ausklingen des Biedermeiergeschmackes anzeigen. Während das schlanke Obertheil ziemlich glatt geblieben ist, sind am reich verzögerten Mittelschaft Leier mit Flöte und Notenbuch sowie das Halberstädter Wappen plastisch angelegt. Der balusterförmige Griff endigt in einem mit Türkisen besetzten Knauf; auf seiner polierten Fläche ist folgende Widmung in zarten Buchstaben eingraviert:

Dem Meister der Töne, Dr. Fr. Schneider, von der Halberstädter Liedertafel am 16. Mai 1845.